

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 11

Artikel: Der Rosenhof [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637207>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 11
XV. Jahrgang

Bern
14. März 1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Das Geschenk.

Von Carl Spitteler.

Mir träumt', ich schlummert' unterm Weidenbusch
Am Bachesufer, auf der Himmelswiese.
Und mit dem Wasser käm' ein schöner Mann
Im Boot dahergefahren. Längs der Fahrt
Bog er die Büsche auseinander, spähte
In das Versteck und reichte links und rechts
Geschenke, welche er dem Boot entthob.

Wo er vorbeizog, scholl ein Dankeschluchzen.
Und aus den Wellen sang's wie Orgelstimme:
„Kleingläubige Zweifler, habt ihr's nicht gespürt?
Ihr mußtet leiden, daß ihr lerntet wünschen.
Ihr mußtet wünschen, daß ich euch's gewähre.
Was jeder im verschwiegnen Seelengrund
Ersehnt, die Träume, die dem eignen Herzen
Er nicht verriet, ich habe sie gebucht.

Nehmt hin, ich kenne jedes Menschenherz!
Nehmt hin, ich kenne jeder Seele Sehnsucht!“
Allmählich kam er auch zu mir. Neugierig
Schärfte ich den Blick, denn keines Wunsches war
Ich mir geständig. Da entstieg dem Nachen
Ein strahlend Frauenbild, vertraulich winkend,
Eilt' auf mich zu und lachte mir ins Auge:
„Kleingläubiger Zweifler, hast du's nicht gespürt?“
Dann nahm sie meine Hand und führte mich
Durch blumige Triften nach den blauen Bergen.
Viel Fenster lugten auf den Weg, dahinter
Gesichter, deren Grüße uns vermählten.
Wir aber zogen miteinander weiter
Und immer weiter über Berg und Tal,
Ohne Verdruss und ohne Müdigkeit,
Bis wir verschwanden in gottinniger Ferne.

Der Rosenhof.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 11

7.

Am einem Sonntag im Herbst — Susanna war den ganzen Sommer über in Basel geblieben — stand die Familie der Base auf dem Bahnhof, steckte Susanna die Taschen voll Eßwaren und Süßigkeiten und drückte ihr Orangen in die Hände, die, wie der Jüngste wußte, fast einen Franken das Stück gekostet hatten, und winkte so lange mit den Taschentüchern, bis Susanna aus dem Bahnhof heraus und fast schon in Olten war.

Und am Sonntagmorgen sah Susanna schon wieder zwischen Onkel und Tante auf dem Rosenhof am runden Tisch, als wäre sie nie fortgewesen, und meinte, daß ihre ganze Reise, samt den lustigen Mahlzeiten, dem zärtlichen Vetter Max, den Kränzchen und Schlittenfahrten, ihren Studien über Zärtlichkeiten und Liebe an dem Brautpaar und ihre mildere Stimmung Bernhard gegenüber ein Traum gewesen sei.

Sie saß auf dem grünen, steifen Stuhl beim Frühstück, sah Tante Ursulas Vöckchen neben den eigensinnigen Ohren zittern, roch Onkel Daniels guten holländischen Sonn-

tagstabaß und hörte, daß alle und jede Beziehungen mit dem Pfarrhaus abgebrochen seien.

„Das waren wir dir und uns schuldig“, sagte die Tante.

Sie verlebten zusammen einen der gemüthlichen Augenblicke nach dem Kaffee, die der Onkel so liebte. Die zehn Minuten, in denen er langsam vom Pfeifenbrett zu den zwei weißen Damen wandelte, die sich an den goldenen Schalen festhielten, in denen Tante Ursula zurückgelehnt, mit müßigen Händen auf dem gegitterten Sofa saß und Susanna leise das Geschirr zusammenräumte und an dem rosenbestickten Glockenzug riß, worauf Berene in ihrer weißen Schürze erschien und das Kaffeebrett wegtrug.

Da läutete es, und Berene ging hinunter, um die etwaigen Briefe heraufzuholen, denn um diese Stunde konnte niemand anderes kommen als der Briefträger. Tante Ursula zermarterte sich das Gehirn, wer ihr oder dem Onkel schreiben könnte, denn keines von ihnen erwartete irgend welche Nachrichten. Sie fragte Susanna, ob sie jemand wisse, der ihr etwas zu schreiben hätte. Nein, auch Susanna hatte keine Ahnung.

Vielleicht sagt sich Besuch an, überlegte sie.

Da brachte Berene den Brief. Er steckte in einem bläulichen Umschlag, war mit vielen ausländischen Marken beklebt und trug eine große, etwas verschwenderisch und präherlich angelegte Handschrift.

Onkel Daniel holte das elfenbeinerne Papiermesser und öffnete langsam den Umschlag.

„Der Brief ist an dich, Susanna“, sagte er und legte ihn offen vor das Mädchen hin.

„Für mich?“ Sie sah hinein und wurde blaß. „Er ist von meinem Vater.“

Tante Ursula sah sie erstarrt an, und Berene, die am Tische stehen geblieben war, ging hinaus, denn vor der Türe konnte sie besser und ungestörter an allem teilnehmen, was nun folgen würde.

„Ich habe an den Vater gar nie mehr gedacht“, stammelte Susanna. „Lebt er denn noch?“

„Es scheint so“, sagte Onkel Daniel sorgenvoll, denn viel Gutes, meinte er, konnten die vielen dünnen Seiten nicht enthalten.

„Les doch“, mahnte er, legte die Bogen wie einen Fächer auseinander, neigte den Finger und hob sorgfältig die Seite mit der Anrede aus den andern heraus.

„Was kann der Mann zu schreiben haben, jetzt, nach zehn Jahren“, fragte Tante Ursula, ohne auf eine Antwort zu warten.

„Les du, Onkel“, bat Susanna, setzte sich mit bebenden Knien auf den niederen Stuhl der Tante und kreuzte die Arme. Ursula zog die Nadeln aus dem bereitstehenden Wollentüchel und fing an zu stricken. Der Onkel las:

„An Susanna und Klara Springer. Ich komme mir vor wie ein Schütze, der sein Ziel in der Nacht treffen will. Ich weiß nicht, ob Ihr noch lebt, noch wo ich Euch zu suchen habe, jetzt, nach so vielen Jahren. Ihr wißt nichts von mir und werdet froh darüber gewesen sein. Erschreckt nicht, daß ich wieder auftauche. Ich will Euch nicht schädigen noch zur Last fallen. Ich möchte aber einmal zu Euch reden.“

Wenn Ihr mich fragt, wozu ich lebe, so fällt es mir schwer, auf diese Frage zu antworten. Ich nütze niemandem. Mich braucht keiner. Ich habe kein Heim mehr, kein Ziel und keine Pflicht. Ich verdiene täglich mein Essen und habe mir aus meinem letzten Schiffbruch so viel gerettet, um leben zu können, wenn ich nicht mehr arbeiten kann.

Warum es mich drängt, Euch zu schreiben, weiß ich nicht, aber es hat mich plötzlich gepackt, weiß nicht, ob es das Heimweh ist oder die Verzweiflung über mein unnützes Leben, oder der eingeschlafene Familiensinn, der uns Wilden hier abhanden kommt und zur Unzeit wieder aufwacht, oder — es ist gleichgültig was. Aber ich muß Euch schreiben, und ich bitte Euch, antwortet mir.

Ihr werdet wissen wollen, wem Ihr antwortet, ob dem ehemaligen Zuchthäusler oder einem ehrlichen Menschen. Ich bin ein armer, schwacher, verzweifelter Mensch, aber ich hätte Euch nicht geschrieben, wenn ich Euch die Hand nicht drücken dürfte.

Einen Abenteurer müßt Ihr in mir sehen. Einen von der Art, wie sie hier zu Tausenden herumlaufen. Leute, die drüben ausgestoßen wurden, ob darum, weil sie schlecht waren, oder darum, weil man zu streng mit ihnen verfuhr, kann ich nicht wissen. Ich glaube es, aber Ihr braucht

meine Meinung nicht zu teilen. Leute sind es, die nicht mitkamen beim Klettern um den Preis und die herabrußten, oder Leute, denen das Geld zu lose in den Fingern hing, oder Menschen, die der Versuchung nicht widerstehen konnten und von ihr zu Dingen gezwungen wurden, die sie nachher bitter bereuten. Es lassen sich auch solche hier auf den Kopf regnen und schneien, die gar kein Gefühl dafür haben, daß andere alle möglichen Tugenden von ihnen erwarten. Wenn sie sie nun einmal nicht haben, was dann? Wenn es ihnen passender und praktischer erscheint zu lügen, statt die Wahrheit zu sagen, zu faulenzeln, statt zu arbeiten? Wenn sich ihnen ihr bißchen Ethik in Spinnweben verfangen hat, oder ihnen einfach der Sinn fehlt, der sie auf dem geraden Weg erhält? Es gibt viele solche arme Schächer. Auch schlechte Leute gibt es darunter, solche, wie ich einer gewesen bin. Ich will sie nicht entschuldigen. Sie haben auch gar keine Entschuldigung. Aber, ich weiß nicht, sie tun mir doch alle leid.

Die machen es dann, wie ich es gemacht. Sie schiffen sich ein, winken mit ihrem roten Taschentuch vom Zwischendeck aus, obgleich sie wissen, daß kein Mensch am Ufer steht, der ebenfalls ein rotes oder weißes Fähnlein wehen läßt mit dem Signal: es tut mir leid, daß du gehst. Sie lassen sich die Tränen über die Wangen rieseln und nehmen sich vor, neue, andere, gute Menschen zu werden. Dann gehen sie schlafen. Vielen gelingt, was sie sich vornahmen, vielen nicht. Die meisten gehen unter. Die nicht untergehen, schwimmen mühsam weiter. Zappen müssen sie und den Kopf verdammt hochhalten, wollen sie nicht ertrinken. Sie suchen Arbeit — halt, ich will jetzt von mir, nicht im allgemeinen reden. —

Also, als ich hier ankam, habe ich Arbeit gesucht. Aber nicht gefunden. Erst als ich gelernt hatte, daß man beim Arbeitsuchen vergessen muß, was man gewesen, was man gelernt und gekonnt, erst dann wurde ich klug genug, um eine Stelle als Aufwasmann in einem Gasthof anzunehmen.

Ich hörte auf, ein Stück meiner Habseligkeiten nach dem anderen zu verkaufen und von Kartoffeln und Seefischen zu leben, manchmal von Brot und Wasser, und mietete mir ein Zimmer, ein Loch im fünften Stock, in dem ich, wenn ich mich zum Schlafen ausstrecken wollte, die Türe öffnen mußte.

Denkt nicht, daß ich jammern wolle. Jammern, darum? Nein, aber Ihr sollt wissen, wer Euch schreibt. Ich wollte Euch einen Dienst leisten und wartete zehn Jahre damit. Ihr solltet mich vergessen. Jetzt hat mich das Heimweh schwach gemacht, und ich muß mir von der Seele schreiben, was mich in all der Zeit gedrückt, beschmutzt, gedemütigt und gefreut hat. Was mich glücklich machte, ist bald gesagt. Ich will es aber doch zwischen die Zeilen streuen. Wenn Ihr aufmerksam zuhört, findet Ihr die paar Glückstäubchen, die um mich flogen. Es ist lange her.

Ich glaube, es war in Saint-Louis, da fand ich einen Kameraden, einen Schweizer. Er schälte Kartoffeln in dem Haus, in dem ich ein Zimmer hatte. Der war vom Suchen nach Arbeit und von der Krankheit so heruntergekommen wie ich. Früher, in seinem Vaterland, war er Schulmeister gewesen und fortgejagt worden. Warum? Darum! Weil er zu den armen Schächern gehörte. Gut war er nicht, schlecht war er nicht. Aber ein Esel war er, der gute Joe

Vageter aus Langnau, Kanton Bern. Alle Abende feußte er nach der Heimat und nach Frau und Kindern. Er verlernte das Seufzen erst, als ich ihn zwischen San Franzisko und Saint-Louis einscharrren mußte. Sie fuhren den Sarg im Trab zum Kirchhof, daß die Staubwolken hinter ihm drein wirbelten und er hoch aufsprang auf dem Wagen und so darauf herumpolterte, daß man es eine Meile weit hören konnte.

Kurz, mit dem hatte ich mich zusammengetan. Wir fingen an, Amerika zu durchwandern. Da die Arbeit auf den Farmen gut bezahlt wird, reichte es von Zeit zu Zeit, daß wir auf einem Wagen fahren konnten. Das waren Festtage, die wir verschliefen. Meist gingen wir vom Morgen bis zum Abend. Kaffee kochten wir uns am Waldbrand, die Bohnen dazu holten wir uns bei den Farmern. Das ist so Sitte. Da und dort lud man uns zum Essen ein, hier und da ließ uns ein Farmer auf einem seiner Tiere reiten. Etwa bis zum nächsten Haus — näher als zehn Meilen liegen sie nicht beisammen — oder bis zu einem Kamp.

„Und das Roß“, fragte ich das erstemal, als ich auf dem Pferderücken saß. „Wie kommt es zu Euch zurück?“

„Gebt ihm eins hinten auf und laßt es laufen“, sagte der Mann gelassen und bastelte an seiner Flinte weiter. Ich sah ihn groß an.

„Und wenn wir's mitnehmen?“ Er lachte. „Ihr seht nicht danach aus. Uebrigens macht man hier mit Pferdedieben wenig Federlesens.“ Die Bewegung des Aufhängens deutete uns die Strafe an, die uns in diesem Falle treffen würde. Wir dankten und ritten fort. An dem bezeichneten Ort taten wir, wie der Mann gesagt. Der Gaul sah sich um, ob es uns mit dem Abschied ernst sei und er uns recht verstanden, und ging dann kopfnickend ruhig den Weg zurück, den er gekommen. Er trabte schnurgerade durch die Wiesen, das heißt durch ein jämmerliches Gemisch von Gras und Sand.

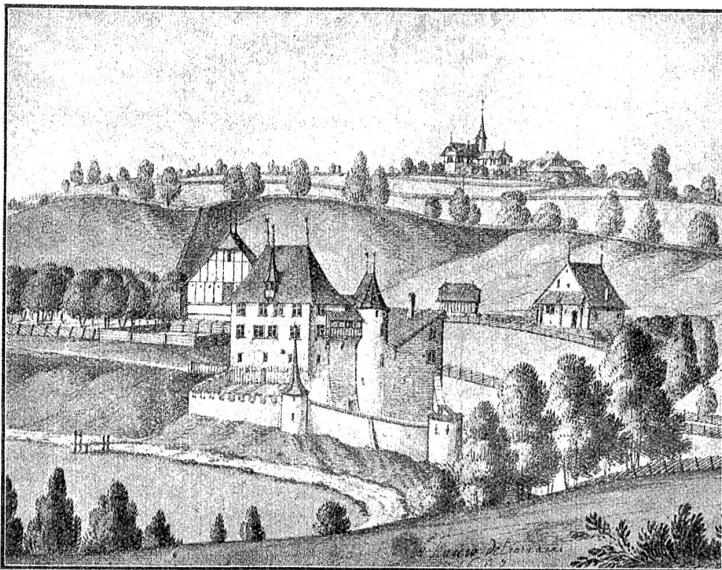
In Savencourt, einem kleinen, grünen Flecken an einem Flühlein, rasteten wir zwei Tage. Eine Witwe hauste nicht weit davon, von der man uns erzählte, daß sie schon zwei Männer gehabt und den einen durch den Blitzschlag, den anderen durch einen Schlag, den sein Maulesel ihm versetzte, verloren habe. Sie sei, erzählten die Nachbarn, nun neugierig, woran ihr dritter sterben werde. Wie sie aussehe, fragte ich. Schön, behaupteten die Leute. Schön und groß.

Gespannt kamen wir auf der Farm an. Am Flühlein hatten wir uns sauber gemacht, Strümpfe und Hosen gewaschen und getrocknet — das geht schnell an der hitzigen Sonne da unten — und zogen so verhältnismäßig anständig bei ihr ein.

Ein Weib kam uns aus den Ställen entgegen. Sie war groß, knochig, ohne Zähne und mit wilden, unordentlich aufgesteckten Haaren. Sie hatte einen unförmlichen Leib, über dem sie die verbrannten Hände faltete.

„Die Mißis Sneer?“ fragten wir. Sie verzog den Mund.

„Well“, sagte sie. „Das bin ich. Kommt.“ Sie ging uns voran in die Küche. Ehe sie uns selbstgezogenen sauren Wein vorsetzte, fing sie rasch ein paar Fliegen, die sich in



Das von Rudolf von Erlach erbaute alte Schloss Reichenbach, gemalt von Alb. Kauw (1869).

ihrer Abwesenheit in der unerträglich heißen Küche ange-siedelt hatten. Kreuz und quer an der Decke hingen gelbe Maiskolben an Schnüren, und die Kleider hingen an Nä-geln in den Ecken, häuften sich zu einem Kleidermagazin.

Während wir aßen und tranken, fragte sie, woher wir kämen.

„Was seid Ihr? Was könnt Ihr? Seid Ihr Trämps?“

„Schulmeister bin ich gewesen“, gab mein Kamerad un-gern Auskunft. „Jetzt kann ich alles. Haben Sie Arbeit für mich?“

„Well“, sagte die Frau. „Ich habe elf Kinder. Bleibt da, und lehrt sie besser lesen und schreiben. Ich zahl's.“ Ich sah den Joe an, und der Joe sah mich an.

„Und ich?“ fragte ich.

„Ihr könnt auf der Farm helfen. Ich brauche Manns-bilder“, sagte sie resolut.

Wir blieben. Was ging uns ihre Häßlichkeit und ihre Verliebtheit an, solange sie uns gut zu essen gab und gut bezahlte? Das war ihre Sache. Und was ging sie unser Vorleben an? Sie fragte nicht danach, wenn wir nur ar-beiteten. (Fortsetzung folgt.)

Die Starke.

Die mächtige Eiche stürzte, gefällt,
Die dort am Wege gestanden.
Schon hatte die Art die Aeste zerspelt
Und hieb ihre Krone zu Schanden.

Jetzt fluchte einer, ein wilder Gesell,
Als ihm ein Hieb nicht paßte.
Zornig schlug er die Art in's Gestell,
Bis tausend die Schneide faßte.

Da schnellte der knorrige Ast empor
Und warf den Gesellen zu Boden,
Daß dieser Hören und Sehen verlor
Ob seinem grimmigen Noden.

So wehrte die trutzige Eiche sich
Gegen den Menschen, den groben.
Der lag zerschunden, und sicherlich
Hat er keine Art mehr gehoben.

Ernst Dser.